

[Gedichte und Erzählungen von Bernard Fassbind]

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Brugger Neujaersblätter**

Band (Jahr): **113 (2003)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bernard Fassbind

Wir leben

(Gedichte)

Helm

(Erzählung)

Aufs Land

(Erzählung)

wir leben

am Tischrand

eine Tasse Tee sie
steht am Tischrand unmittelbar
daneben die Bücher
die gestapelt auftreten
als Welt-
kompressionen
gefaltet die Zeitung
mit Namen mit
Daten mit Untaten mit
Nichtgetanem

du lieber Nachbar
Meldungen sind schnell
geschluckt eine Tasse Tee sie
steht am Tischrand unmittelbar

ein Bild dies zu schreiben

Worte heller auf dunkleren Grund
auf ein Leben geschrieben
das so anders ist
hier draussen vor der Stadt wo du

Worte lichttrunken über die Leinwand ziehst
wo Gelb wo Blau hinüberschmilzt zu Weiss
du findest dich im Farbenkreis der tausend Launen
der Unendlichkeit und einzig diesem Leben

das so anders ist das
tiefer führt als
je erhofft als
je gefürchtet

was aber wissen wir

nimmt nicht jede Schrift noch
ihren Anfang
bevor du sie entzifferst und
bevor sie sich von neuem
verrätselt

Kleinstadt Mittag

Es sind die Wände hinauf die Blicke hinüber
der Wohnblock
es sind die Regeln die Variationen
der Garten das Haus
es sind die Felder die Weite
die Wiese der Fleck

Es sind die Strassen die Strassen und noch
eine Kreuzung
es sind die Nirgendwo-
orte Keinort

Es sind die Lücken die Tage
das Haus ist beseitigt
es sind die Halden der Schotter
die Bilder zerstreut das Auge verwirrt auf
die Kiesbänder vorgeworfen
dem Zufall ertastet der Fuss
den Weg das zuträgliche Mass

Es ist der Parkplatz der eingerammt in
die Quere behauptet sein Recht
es ist ein Erstaunen luftleer aus-
geräumt beantwortet hinlänglich

Es sind die Bodenbeläge Sitzbänke Kübel
das Platzganze der Dorfkern
es sind die Ober- die Unterwelten die vorgeblendet
das Zentrum der Stadt
es sind die Verheissungen zerlegt
in Provisorien des Nichts

Die Passanten
die Zeitung
das Taxi
die Treppen

die Eingänge
die Ausgänge
die Imbiss-
buden die Pflanztöpfe

Ein Wohlbefinden
eine Freizeit ein Vergnügen
der Wunsch

Draussen unter Tag
zwischen Absatzbar und Sexshop
suche ich
den Weg zur Bahn

Draussen
das Mittagslicht
in der Höhe
die Pinselstriche weiss

Langsamer Tanz

Es geht um
den Gang um unseren Gang
durch die Türen den Gruss
durch das Fenster die Wand
die dich birgt die
verbirgt dir im Traum was
verschliesst dir den Mund
mitten im Leben

Es geht um
die Not um die blanke Haut
den geliehenen Schwung um
den Leib der Nacht die vielleicht
ersetzt was weiss denn
die Nacht von uns
wer weiss wir sind fremd
in der Gegend

Es geht uns
zu nahe wir sehen wir ahnen
es geht uns entschieden
ans Leben lebendige
Finger die krallen
sich fest inmitten
des Lebens umfassen
so fest im Leben
umfassen

du weisst ja

heute fährst du
mit der Bahn in die Stadt
einmal hinfahren würde genügen
du siehst genug
den Bettler den jungen
fünfundzwanzig schätzt du
Finger Hände sitzt er schwarz
gebrandmarkt früh schon denkst du
vorbei

auf dem Strassenpflaster
den Oberkörper vornüber
hängend und weg
gekippt vornüber so
als verbeuge er sich als
wolle er in Permanenz
vor Passanten
vor aller Welt
alles vornüber
und weg

zwei drei zuerst siehst du
nur einen später zwei
drei Zeitungsverkäufer Arbeits-
lose nicht einsetzbar beim
neuen Tempo
nur die Gesunden nur der Starke
unentbehrlich wieder ist es
zu siegen

wir leben

Wir leben doch wirklich wie
ein Wunder die Selbstverständlichkeiten
häufen sich täglich
wir könnten abgeblasen werden
keine Kerze hielte Wache
über unser gesichertes Sterben

Gefechte finden statt aber
hier sind wir unversehrt
an der Oberfläche nur
kratzt ein Bild ein Wort
dies schwelende

Nichtdabeisein
liest du die Nachricht ist
jedes Betroffensein bereits
abdiskutiert versickert legitim
bis auf einen faden Geschmack
bis auf dieses Nichtdabeistehen
dieses Nichtbeistehen

All die kostbaren Hände

Und wiederum gehetzt
wiederum die Jagd auf
Versprechen die niemand
gehalten die niemand gegeben
die ohnehin nur gelten
für jene die an sie glauben

Du bist mir ein Freund

Wortfällen einst

sprechen werde ich
beinah verrückt

Gewordenes dir
zuwenden stotternde Wörter
wirst du versammeln
das Dunkel
wegräumen noch einmal
wenn der Morgen hereingiesst
du weisst
auch die Schrift
erkaltet

Ein Brunnen vielleicht
deutet unsere Dumpfheit
jene alte Härte
deutet die Kreise der Zeit
dein Gesicht

(in Worten die
entfernen – welch ein Gedanke –
die Gewalt der Vergängnis)

in Worten
die zu sagen
wissen was noch zu tun ist

Noch mehr

Was ich möchte jetzt
das sind Bilder
aus richtigem Holz aus
Metall aus Glas aus richtigen
Früchten Bilder aus
wirklichen Strassen Verkäufern
Zigaretten Autobussen
Fahrrädern Einkaufstaschen
Passanten

Das kleine Kind der Bub
der versuchte mir sein
neues Spielzeug zu zeigen
während die Mutter ihn schon
an der andern Hand
am andern Arm
wegzog

Was ich möchte ab sofort
das ist die Linie die
hineinführt ins Bild
auf die Brücke dort
zu den andern hin zu mir hin
ans Ende an den Anfang zurück
wo der Anfang ein Ende hatte

Wo eine Zukunft angesagt war
eine unsichtbare noch alles
alles verbergende alles bergende eine
Zukunft sag ich du verstehst eine
Unbekümmertheit eine Sorge
ohne Furcht nein nicht ohne Furcht
aber eine Linie jene Linie die mich trägt oder
trug vielleicht die mich getragen auf
meinen Händen trug sie mich

Auf meinen kleinen meinen grossen
nicht verletzten
oder doch

Wo liegt der Schmerz
dies zu sagen das ist
schwer zu sagen was weh tut
was schmerzt zu sagen was
fehlt tatsächlich fehlt dies
zu sagen das ist schwer

Was ich möchte jetzt
keine Bilder
aber richtiges
Metall Glas Holz
richtige
Früchte Verkäufer
Passanten mehr

Wohnen

(ich stand in Gedanken vor einem Bild von Philip Guston)

es war ein Tor weit
in der Ferne hinter dem
Wasser sonnenhaft
unzugänglich nur die Leiter
sie ragte und verglich sich
mit dir
so schaut auch du hinüber
zum Horizont hin stehst
wie sie zögernd
allein
das Tor weit

Türme erheben sich
unabsehbar führen Wege
wie wir uns treffen wie
wenig wir wissen

wohnen wirst du
auf Abruf in einem
Bild das malt sich
in wenigen Farben
ein und aus gehen
Nachbarn
ihr pflügt euer Hirn
in wohlklingend
abgedunkelten Zimmern
atmet ihr Leben
Türme erheben sich
schwer widerlegbar die Wege
kreuzt ihr die Klagen
um kargen Boden

lasst es gut sein
füllt eure Krüge
ruft die Freunde zum Fest

die Blätter zusammengewirbelt
aufgehäuft jedes Wort wird
ein Wohnen ein
Drinnensein

räume den Schutt zusammen
lege den Rest zu den Resten
du hast dich wundgerieben

es war ein Tor weit
du brauchst dich nicht zu wundern
über das Glück

wie wird es

ein Wort
ein einzelnes oft
das den Anfang macht das
den Ausschlag gibt das
aufhorchen lässt das
hinschauen macht auf
die Dinge die
so herumstehen
immer so scheint es die
immer da sind und

jetzt wird es
wie mir scheint
Abend
sind es Geräusche
fragst du Abendgeräusche
Geräusche zum Ende eines Tages
ist es das Licht
das wandelt was ich höre
um unverhofft in
Abendklänge langsam
taumelnd das
Licht
weil die Sonne
schon über dem Wald
steht und ihr Schein gesiebt
im Filigran der Äste
auch der Wolken wegen die
den Himmel immer wieder
trüben
plötzlich
sobald das Licht
dann blaugrün
bläulich die Luft
jetzt sogleich spürbar
kühler ein Luftzug

drüben noch hängt Sonne
den Baumkronen dem Kirchturm an
nun also die Geräusche
werden abendlich
fragst du
und die Autos
jede Fahrt eine
Heimfahrt jedes
noch in der Luft
tanzende Insekt ein für heute
letztes Insekt jedes Läuten
irgendwelcher Schafe ein
Abendläuten

denkst du so
sind Dinge

Helm

Seine Frau ist doch so früh gestorben. Viel zu früh; irgendeine traurige Krankheit. Und da hat sich Helm noch mehr zurückgezogen nachher. Wahrscheinlich, sagte Mike und strich sich mit der Hand über den Nacken, wurde er eher wieder so, wie er viel früher gewesen ist, als er noch alleine gelebt hat. Helm habe ihm einmal selbst davon erzählt: – scheu sei er gewesen.

Der muss direkt ängstlich gewesen sein. Wortkarg. Er habe sich kaum getraut, in einer Runde ein Wort zu sagen.

So hat er mir das erzählt, sagte Mike. Während der ganzen Ausbildung, und der hatte doch ein paar Schulen besucht, habe er meistens geschwiegen. Ich weiss auch nicht, was der erlebt hat, dass er so still war schliesslich. Ich habe ihn, glaub ich, noch gefragt. Aber er konnte darauf keine Antwort geben. Vielleicht hat er's selber gar nicht gewusst. Oder er hat es nicht sagen wollen. Er wollte ja auch über andere nie etwas Persönliches sagen. Auf jeden Fall kein schlechtes Wort. Das wollte er nie. Und er tat es auch nie, soviel ich weiss.

Der hat es nicht leicht gehabt, denke ich. Und gegen den Schluss, Mike setzte sich aufrecht hin, wurde er – ja, ich kann's nicht anders sagen: misstrauisch, richtiggehend misstrauisch. Ich hab oft gedacht: das ist nicht nur Vorsicht, das ist Misstrauen. Der, hab ich immer wieder zu mir gesagt, der ist verteufelt misstrauisch; so kann das auf die Länge nicht gut gehen. Früher, so wie ich ihn erlebt habe, ich weiss nicht, was du dazu denkst, früher war er noch nicht so. Nein, früher, als er seine Frau noch hatte, da war er ein anderer Mensch. Meinst du nicht auch?

Du hast die beiden doch auch gekannt, wir sind ja einige Male zusammengesessen. In ihrem Garten, weisst du noch? Ein Bierchen, etwas Wurst und Brot, unter freiem Himmel. Daneben hat der Bach geplätschert. – Da läuft doch ein Bach über das Grundstück, nicht? – Seine Frau – die war immer so gut gelaunt! War das eine lebhaft Nummer! Sah immer gepflegt aus, auch wenn sie noch so geschuftet hatte, wahrscheinlich ist das eine Naturbegabung. Sie hatte so etwas Frisches! Sie schaute einen immer mit ihren lebhaften Augen an, so als fragte sie dich: na, und du?! Das tat richtig gut, bei denen im Gar-

ten zu sitzen. Ich weiss noch ganz genau, wie mir zumute war, als wir einmal bis in den tiefen Abend hinein draussen sassen. Es wurde mit der Zeit etwas kühl; obwohl es Sommer war, wurde es doch ein bisschen kühl, als es dunkler wurde. Und da war er doch gesprächig! Da faselten wir, ich weiss nicht mehr worüber, aber wir haben uns gut unterhalten, wir quatschten drauflos, ich glaub, es war wegen einer Ausstellung.

Ja, richtig, besinnst du dich noch? Wir waren an einer Ausstellung in einer privaten Galerie im Luzernischen gewesen, und da hatten mehrere Künstler und Künstlerinnen ausgestellt, eine Gruppenausstellung, die Ingrid und die Magdalena und der Werner, die waren auch dabei, die hatten auch ein paar Arbeiten dort, eindruckliche Sachen, erinnerst du dich? Du warst doch auch dabei, nicht? Und der Helm, der hat dann ein paar Worte gesagt zur Einführung. Er hat seine Sätze, wohlformuliert, abgelesen von einem Blatt. Ich sehe ihn noch vorne stehen. Der konnte immer so passende Worte finden. Ja, das ist eigentlich erstaunlich, der hat sich unglaublich gut hineindenken können in andere Leute, in die Arbeit von anderen Leuten. Und da war er dann nachher richtig gesprächig. So, als bräuchte er einen solchen Anlass, bei dem er das Wichtige, das er hat sagen wollen, schon gesagt hat.

Da taute er auf, da getraute er sich nachher zu sprechen. Er hätte das wahrscheinlich mehr tun müssen. Der hätte sich doch darauf spezialisieren müssen, der hätte sich hineinmischeln sollen. Aber genau das konnte der nicht. Dazu war er nicht frech genug, oder nicht mutig genug, ich weiss nicht. Man hätte ihn ermutigen müssen. Wir hätten ihn – da ist wahrscheinlich unser Fehler – viel öfter fragen sollen, ob er bei uns, bei dir, die Vernissage eröffnen wolle. Vielleicht hätte ihm das geholfen, vielleicht wäre da ein Knopf langsam aufgegangen. Aber ich dachte halt, ich oder wir seien ihm doch nicht wichtig genug.

Er hätte mehr Kontinuität gebraucht, mehr Ermutigung. Aber wir hätten das selber auch gebraucht. Wir redeten ja immer gern, auch über unsere Sachen. Und dann sagte er oft nichts. Er verstummte dann plötzlich. Das konnte er. Plötzlich war er stumm und schaute vor sich hin. Oder er schaute mich an, als wäre ich durchsichtig. Vor allem, wenn noch jemand aus der Szene dabeisass.

Jemand, der öffentlich anerkannt ist, durch die Stellung, die er oder sie innehat. Er verlor dann wahrscheinlich seine Sicherheit.

Sicher ist man nicht immer gleich, aber wer ist das schon: immer gleich aufgelegt, gleich gesprächig! Niemand ist immer gleich. Ist auch nicht nötig. Aber irgendwie freundlich sein, irgendwie umgänglich sein, das muss einer halt schon. Das hat doch auch mit einem gewissen Willen zu tun, meinst du nicht auch? Ich darf doch nicht jedes Wort auf mich selbst beziehen. Aber der Helm hat halt jedes Wort, das gefallen ist, gleich als Urteil über sich selbst verstanden, oder besser: missverstanden, missgedeutet. Er wurde einfach misstrauisch, weiss der Teufel, weshalb. Das war schade, wirklich.

Und, verstehst du, sagte Mike zu David, ich merkte doch, wie mich sein Misstrauen kränkte. Ich hab's doch bei mir selbst gemerkt, wie ich auf diesen Helm mit der Zeit allergisch reagierte, der war nun auf einmal so eigenbrötlerisch. Wahrscheinlich schon ganz bald, nachdem seine Frau gestorben war, hat er auf alles Mögliche sofort empfindlich reagiert. Misstrauisch. Und heftig ist er geworden. Ich dachte manchmal sogar: ungerecht. Das hat mir Mühe gemacht, ich kann da nicht gut reagieren, bin ja keine Amme, ich weiss nicht recht, was man tun soll, in so einem Fall. Dann, wenn jemand so hinter dem Berg hält mit Eignem, und dann umgekehrt aber überempfindlich ist.

David hatte die ganze Zeit über, während Mike sprach, geschwiegen. Er stiess bloss seine Rauchwolken über den Pfeifenschaft hinweg und über sein Glas mit dem Kaffee drin. Hat er überhaupt zugehört?

Ja, natürlich weiss ich, was Mike da redet, das stimmt schon, ich hab das auch so empfunden, was soll ich da noch sagen. Ich mochte ihn, den Helm, irgendwie noch, ich mochte ihn eigentlich noch ganz gut. Weiss auch nicht weshalb. Wahrscheinlich eine innere Verwandtschaft.

Der hat ja weiss Gott nicht viel gesagt, hat immer alles für sich behalten, denk ich, oder fast alles. Da dachtest du immer, wenn jemand das Wort so recht ergriff: der Helm, der ist sicher recht geschickt, dass er jetzt schweigt und nichts mehr sagt. Der denkt sich seine Sache, dachte ich.

Manchmal kam es mir allerdings auch ein bisschen komisch vor, wenn er dann wirklich gar nichts mehr sagte. Wenn er auf einmal nur mehr zuhörte, oder vielleicht überhaupt nicht zuhörte, bloss irgendwohin schaute. Ich war mir dann nie ganz sicher, ob er – aber doch, doch, der hat sich seine Sache gedacht. Das hat er. Er hat sich seine Sache gedacht. Und ist daran krepirt.

Aufs Land

Ich stehe in der Stube, vor dem Fenster fällt Regen. Grau drückt gegen die Scheiben. Spärliches Licht sickert herein und wird hier sogleich verschluckt. Düster ist's; die Möbel sind vergrössert, nehmen fast den ganzen Raum ein. Ich bewege mich kaum, versuche, den Atem anzuhalten, so lange es geht. Ich möchte einen Karton vor die Türe hängen: besetzt.

Ich glaube nicht mehr an Geister. Aber hier sitzen welche, auf den Stühlen, am Tisch; sie stehen vor dem Büchergestell, belegen den Schreibtisch des Vaters, der immer noch, nun wenig mehr benutzt, die eine Zimmerecke weitläufig beansprucht. Sie stehen auch vor dem für mich etwas zu hohen Schrankmöbel, in welchem alles, was man in der Stube drin braucht, untergebracht ist.

Ich weiss auswendig, was in diesem Schrank, er ist aus rötlichem Kirschbaumholz gearbeitet, alles drin ist. Eine Menge unterschiedlichster Dinge: drei besondere Gedecke für den Sonntag, ein Ersatztischtuch und Stoffservietten, Zeitschriften aus den vergangenen Jahren und Spiele, so ein «Eile mit Weile», ein Leiterlied nach dem Märchen «Hans im Glück», dann weitere Würfelspiele, die meisten ausgeschnitten aus Illustrierten. Drei der Spiele sind auf Karton aufgezogen worden, die anderen sind noch lose, als hätte man sie erst aus dem Heft herausgerissen. Ein Schachspiel. Dann zwei oder drei Schachteln, alle von meinem Bruder in der Kartonage hergestellt und mit Schmuckpapier überzogen. In der einen befinden sich Karten, von Verwandten und Bekannten zugeschickt, die andere enthält Schreibzeug. Schliesslich verschiedene Schächtelchen und Körbchen mit diesem und jenem, mit Dingen,

die man nirgends richtig unterzubringen weiss. Ab und zu kommt es vor, dass wir dort drin irgendetwas zu finden hoffen, was wir gerade brauchen würden. Meist suchen wir dort vergeblich.

Die Geister schwatzen unaufhörlich, ich hörs genau. Verstehen kann ich zwar nichts. Ich werde nicht klug aus den Wörtern, die sie benutzen. Und im Brockhaus, der in dem Büchergestell steht, kann ich nicht nachschauen; ich weiss nicht, wie man diese Wörter schreibt.

Frau Meid oder eines ihrer Kinder, sie wohnen direkt über uns, hantiert oben in der Küche herum. Wo steckt nur meine Schwester? Wie gern wäre ich einmal in ihrer Schule hinter den Kulissen auf der Bühne gestanden und hätte ihr zugeschaut beim Proben! Immer höre ich nur, wenn sie im Elternschlafzimmer ihre Texte rezitiert. Mit einer Stimme so laut, dass ich jeweils glaube, sie müsse sich streiten mit jemandem. Und der Bruder, der ist sicher wieder in seinem fernen Insektenkontinent, auf seinem verwegenen Stern, in seinem mit Naturkundebüchern ausgestaffierten Willensland.

Auch ich habe mein Universum. Mitten am Tag und vor allem abends vor dem Einschlafen tauche ich darin ein, erfinde ich es. Es besteht aus einer Geschichte mit vielen Kapiteln. In einem der Kapitel gibt es einen Vater, der nachmittags jeweils nach dem Mittagessen seinen grossen, festen Mantel überzieht, die Füsse in die hohen, fast schon stiefelartigen Lederschuhe, die beim Gehen knarren, hineinschiebt, den Hut von der Ablage nimmt und mit der Mappe in der Hand aus der Wohnung geht. Er hat Zeit; er muss nicht mehr in das verhasste Büro mit dem Chef, der ihm nur schlecht will. Er geht zur Stadtbibliothek, seinem liebsten Arbeitsort. Die Angestellten dort kennen ihn. Daher muss man dann schliesslich ihrer Aussage auch Glauben schenken, sie hätten ihn auch an jenem Tag, an dem er nicht mehr heimgekehrt ist, bis vor Bibliothekschluss an seinem Platz arbeiten gesehen. Von dort weg jedoch verliert sich seine Spur für lange Zeit. Und als er endlich doch wieder auftaucht – aber immer da bleibe ich dann stecken mit der Geschichte; dort zerrinnt sie mir jedes Mal. Am Abend schlafe ich spätestens an jener Stelle ein. Falls ich doch einmal über diesen Punkt hinauskomme, dann immer in der gleichen Art und Weise, und die gefällt mir nicht. Und doch bin ich derjenige, der dafür zu sorgen hat, dass die Geschichte weitergeht. Ich will es auch ver-

suchen. Ich muss schnell sein, schneller als mein eigener Kopf. Ich muss mich überholen, damit ich zurückschauen kann: auf das, was noch kommt.

Die Geister stören mich. Obwohl sie jetzt zu schlafen scheinen. Einer hebt den Kopf vom Tisch und fragt mich: Weisst du zu unterscheiden: Links und rechts? Oben und unten? Die Leere – was wäre das andere?

Ich sehe nur die sich vordrängenden Möbelstücke. Das Dämmerlicht. Den Kopf, der mich anschaut. Er erinnert mich ein wenig an meinen Vater.

Überall die Schlafenden. Sie haben die Wohnung in Besitz genommen. Sie hausen in den Schränken, unter Teppichen, hinter den Vorhängen. Sie breiten sich aus über die Tische. Einzelne bewegen sich im Schlaf. Einer zieht aus seiner Rocktasche einen kleinen Metallbaukasten und legt ihn auf den Tisch. Er hebt den Schachteldeckel ab und klaubt einige Metallplättchen, dann Schrauben heraus. Seine Finger versuchen die mit Löchern versehenen, allerdings vom vielen Gebrauch verbogenen Plättchen zusammenzuschrauben. Es entsteht irgendetwas Schiefes. Etwas ohne Anfang und Ende.

Ich möchte ihn fragen: Kannst du unterscheiden? Zwischen Anfang und Ende? Ich bin mir fast sicher, dass er das nicht kann.

Der Regen hat aufgehört. Meine Tante, sie kommt aus einer anderen Stadt, hat mir, als sie letztes Mal bei uns zu Besuch war, einen Ball geschenkt. Sie ist eine schöne Frau mit eleganten Kleidern. Sie kommt sehr selten. Ich habe sie erst zwei Mal gesehen. Und wo genau sie wohnt, weiss ich nicht. Wir waren noch nie bei ihr. Der Ball ist weiss und so gross wie ein Fussball. Er hat auch Nähte, nicht richtige, nur geprägte. Der Ball ist aus Kunststoff und ziemlich hart. Er ist nicht aus Leder. Es ist kein richtiger Fussball. Aber man kann sicher damit spielen. Spiele, spiele, Kleiner.

Der Ball war mir ein Versprechen. Wenn auch nicht ein so grosses, wie ein Lederball es gewesen wäre. Immerhin, das Leben hatte begonnen. An der Stubenwand: der gemalte Blick auf den Obersee. Ein paar wenige Pinselstriche nur. Und viel und grosse Tiefe. Da geht es hinein, ein Weg führt hinein ins Gelände, in weites Zukunftsland. Das wird dann, das wird wohl später von Bedeutung sein. Wo bin ich, denke ich.

Wochenmagazine, die die Mutter sammelt und hortet, liegen aufgeschichtet auf einem Stuhl. Unverstaubt. Jener Schrank, der eine so seltsame Höhe hat – er ist höher als ein Geschirrschrank, aber längst nicht so hoch wie ein Kleiderschrank –, steht an der einen Stubenwand. Der Kleine kann gerade hinaufreichen und einen der Bleistifte, die dort bereitliegen, ergreifen. Er könnte etwas zeichnen. Er tut das gern.

Ich bin allein. Ich könnte etwas zeichnen.

Er kann gut zeichnen. Obwohl er immer denkt, der Bruder könne es besser. Aber der ist ja auch viel älter. Die Schwester zählt hier nicht. Die kann vielleicht auch gut zeichnen, aber sicher nicht so gut, wie wir, mein Bruder und ich, das können.

Ich könnte etwas zeichnen. Ein Haus mit einem Baum auf der einen und einem Brunnen auf der anderen Seite. Ein Haus mit Türe und Fenstern. Und auf das Haus zu würde ein Weg führen. Ein Weg, der wie alle Wege ist und tut, was ein Weg tun soll: er führt zu einem Haus hin. Zu allen Häusern führt ein Weg.

Hätte ich doch Peter mit nach Hause genommen. Aber noch nie habe ich einen Schulkameraden mit nach Hause genommen. Ich weiss auch nicht, ob die Mutter das schätzen würde. Wahrscheinlich würde sie sich schämen. Ich bin sogar sicher, sie würde sich schämen. Unserer Möbel wegen zum Beispiel. Obwohl diese Möbel der Mutter gefallen. Oder unserer Teppiche wegen. Sie sind nicht kostbar, aber sie liebt sie.

Sie schämt sich, weil wir anders sind als die andern. Weil sie glaubt, die anderen seien anders. Weil sie denkt, die anderen sind anders. Weil die anderen anders sind. Sie schämt sich, weil man sich vor denen, die anders sind, schämt. Weil es die andern immer besser haben, schämt sie sich. Weil sie auch so sein möchte wie die anderen; weil die anderen, und nur die anderen wirklich sind. Nur das andere ist wirklich. Das hier ist nichts. Es ist leer und fremd. Von etwas Fremdem besetzt.

Ich will nicht, dass sich meine Mutter schämen muss. Ich schäme mich nicht. Auch sie soll sich nicht schämen. Sie müsste sich gar nicht schämen.

Ich stehe in der Wohnstube. Auf dem Tisch, der dem Essen so gut wie dem Arbeiten und, selten ab und zu, dem gemeinsamen Spiel

dient, liegt geöffnet der Metallbaukasten. Der Katalog, der grossartige Gebilde zeigt wie Kranen, Brücken, Schiffe – alles aus den Baukasten-Elementen zusammengebaut –, liegt auch da. Ich habe die Sachen aus dem Schrank im Kinderzimmer geholt und in die Stube geschleppt. Ich will wieder einmal versuchen, ob ich nicht doch etwas Brauchbares zusammenbauen kann. Ich schlage den Katalog auf und blättere darin.

Man kann nicht sagen, es sei staubig hier. Es ist sauber. Der Staub, den es hier hat, den sieht man nicht. Und das Licht ist ein Licht, das keine Helle bringt; ein Licht, das wie Schatten ist. Geisterlicht.

Eines Tages geht es auf die Bahn, zur Stadt hinaus. Die Mutter kann mich nicht auf den Bahnhof begleiten. Ich gehe ohnehin lieber allein. Es ist Schulferienzeit.

Den Zug, der mich von Zürich weg in eine mir unbekanntere Ferne fahren soll, kann ich nicht ausmachen. Von weitem jedoch schon erkenne ich die Gruppe wartender Kinder; in ihrer Mitte oder am Rand des Knäuels steht eine Frau – oder sind es zwei Frauen? Es sind zwei. Die eine hält Ausschau nach weiteren Ankömmlingen, hoch über die Köpfe der Kinder hinweg. Ihre Augen haben mich gefunden; ich bin vielleicht noch zwölf Meter von der Gruppe entfernt. Ich schäme mich ein wenig, weil ich, so macht es den Anschein, einer der letzten bin und weil ich, wie mir ein prüfender Rundblick schliesslich bestätigt, nicht einen so schönen Koffer wie die andern Kinder, weil ich bloss einen dieser geflochtenen Reisekörbe, zusammengehalten von zwei Ledergurten, mit mir trage. Zu Hause schon habe ich mich darüber aufgehalten, dass ich nicht ein zeitgemässes, nicht ein modernes Gepäckstück zur Verfügung habe. Ich habe im Korridor gestanden, auf dem graubeige gesprenkelten Linoleumboden, in unbestimmte Traurigkeit versunken – an deren Saum aber lebte ein präziser Wunsch, den ich jedoch, aus Rücksicht, und auch aus Einsicht, nicht auszusprechen wagte, und starrte auf den Korb, der kein richtiger Koffer war. Immerhin war er in gutem Zustand, nicht etwa beschädigt; das hätte die Mutter nicht geduldet. Dann wäre er vermutlich ersetzt worden. Nein, er war ohne Schaden, und er glänzte honiggelb. Beinahe hätte er mir gefallen.

Ich erinnere mich nicht an ein einziges jener Kindergesichter, die mich ja sicherlich angeschaut und gemustert haben. Eine der beiden Frauen aber sehe ich, ein klar gezeichnetes Gesicht mit festem Blick. Es grüsst mich, über die Köpfe der Kinder hinweg, findet meine Augen und zieht mich zu der wartenden Gruppe heran. «Komm!», sagt sie, «Wie heisst du?»

Sie ist es, die uns auf der Bahnfahrt begleitet; und sie bringt die einzelnen Kinder an die ihnen zugewiesenen Orte auf dem Land und dort zu den Leuten, bei denen sie ihre Ferien verbringen werden. Sie fährt mit uns, sie fährt mit mir in die Ferne, in die Fremde hinaus. Sie kennt sich aus. Sie kennt auch die Familie, zu der ich jetzt fahre. Mit ihren lebhaften Augen leuchtet sie mir ins Gesicht, sucht meinen Blick und sagt zu mir: «Du kommst an einen besonders schönen Ort!»